

Impressionen

Alpenüberquerung Oberstdorf – Meran
29. August bis 4. September 2014

Tempo Tempo

249 Kilometer pro Stunde!

Das ist das Tempo, mit dem ich, im ICE sitzend, meinem Wohnort Frankfurt am Main entgegenrase. Innerlich bin ich auf das genaue Gegenteil programmiert – langsam gehend, einen Fuß vor den anderen setzend, konzentriert in gleichmäßigem Rhythmus, verbunden mit ebenso gleichmäßigem Ein- und Ausatmen, auf dem Weg zu einer der Alpenhütten, zum Ausruhen und Kräftesammeln, zum Essen oder Übernachten.

Dabei wechseln die Bilder nur ganz allmählich, es bleibt Zeit zum Hinschauen, Erkennen – nicht so wie jetzt in der Eisenbahn, wo die Welt draußen vorbeizufiegen scheint und das Lesen der Ortsnamen an den Bahnhöfen unmöglich ist.

Noch bin ich in der Welt der vergangenen Woche, auf den Pfaden über die Berge, die nur langsames Tempo erlauben. Eile schadet. Sie führt dazu, Kräfte zu verschleudern, die für einen langen Tag ausreichen und deshalb klug eingeteilt werden müssen.

Vielleicht geht es mir jetzt so wie es von Indianern in Nordamerika erzählt wird: Sie sollen sich bei langen Reisen immer wieder Pausen am Straßenrand erlauben, damit „die Seele hinterherkommt“.

Meine Seele hängt jedenfalls noch irgendwo da oben, zwischen Kemptner und Braunschweiger Hütte, dem Similaun, oder am Gletscher in Sölden? Nein, dort sicher nicht. Es war einfach zu hässlich da, diesen Anblick wollte ich nicht gerne lange auf mich einwirken lassen, jetzt im Sommer, wo die Augen nicht gnädig abgelenkt werden von all den für den Skizirkus notwendigen Stahl- und Betonkonstruktionen. Diese verschandelte Natur löste den Impuls aus, sich rasch von diesem Orte zu entfernen, und auch jetzt möchte ich lieber an andere Eindrücke denken.

Solange wir mitrennen im zivilisatorischen Getriebe unseres Alltags, fällt uns nur selten auf, wie wenig menschen-gemäß unser heutiges Tempo im Grunde ist. Höher, schneller, weiter – diese Devise reißt uns alle mehr oder weniger mit. Erst die Erfahrung des Gegenteils lässt uns erleben, wie un-menschlich unser Alltag geworden ist.

Das zeigt sich beim Aussteigen im Bahnhof in Frankfurt mit aller Deutlichkeit: es wird gehetzt und gedrängelt, kaum jemand geht in normalem Schrittempo. Ich bewege mich langsam voran in diesem Getriebe, in mir noch der Rhythmus

der letzten Tage, der häufig eher einer Gehmeditation ähnelte als reiner Fortbewegung. Und komme mir dabei vor wie ein Hindernis, das überholt, angerempelt oder geschnitten werden muss, weil es nicht mitschwimmt im allgemeinen Strom. Bald werde auch ich wieder mitmachen in diesem Wahnsinn, oder? Gelingt es mir vielleicht, etwas von der Ruhe und der Gelassenheit der letzten Woche in den Alltag zu retten?

Berge

Ruhe und Gelassenheit strahlen sie jedenfalls für mich aus, diese Kolosse von Gebirgsriesen, wie sie sich vor uns auftürmen, oder, sobald wir eine ordentliche Höhe erklommen haben, uns zu Füßen liegen.

Sie lösen noch viele andere Empfindungen aus, wobei der Hintergrund immer von derselben gebildet wird: wie winzig und unbedeutend wir Wanderer sind, kleine Tupfer, die sich in einer bunten Karawane in der steinernen Ewigkeit voran bewegen.

Nichts scheint diese Berge erschüttern zu können! Natürlich erweist sich dieser Gedanke bei näherer Betrachtung als trügerisch und ist vielleicht nur ein Anzeichen für unsere Sehnsucht nach Dauer und Beständigkeit. Auch diese Gebirge sind einmal entstanden und werden ständig verändert, durch Kräfte der Natur, die meistens in langen Zeiträumen wirken; durch menschliches Einwirken, das häufig raschere Folgen zeigt, und nicht immer nur die günstigsten.

Wasser

Ganz im Gegensatz zu den vordergründig auf Ewigkeit angelegten Felsen verhält sich das Wasser: springlebendig, quietschfidel, so spritzt es in Kaskaden die Felsen herab; gluckernd und gurgelnd fließt es in kleinen Bächen vor sich hin; mächtig donnert es mit sprühender Gischt als Wasserfall die Felsen hinunter; gemächlich und breit rinnt es über Wege und Pfade – so vielfältig und in solchen Mengen, dass es manch eine unserer Wanderstrecken in Matsch verwandelt, der unter den Sohlen schmatzt und die Schuhe dabei in besudelte, schwere Klumpen verwandelt.

Pflanzenwelt und Tiere

Was mich bei früheren Wanderungen in die Bergwelt schon immer berührte, das erlebe ich auch jetzt wieder: Je höher wir hinaufsteigen, desto unwirtlicher wird das Umfeld für Lebendiges, und dennoch gibt es viele Pflanzen, die den harten Lebensbedingungen trotzen und sich hier niederlassen, sich anpassend an Wind und Sturm, Regen, Hagel und Schnee, Eis und Frost. Selbst überraschender Schneefall im Sommer scheint sie wenig zu beeinträchtigen – sie recken ihre Blüten aus der Schneedecke heraus, gebeugt von weißen Häubchen. Und sobald die Sonne sie von ihrer Last befreit, recken sie sich, richten sich auf und tun so, als wenn nichts

geschehen wäre. Und dabei kommen sie auch noch mit extrem wenig Nährstoffen aus!

Für die Tiere gilt das Gleiche: Auch Steinböcke und Murmeltiere kommen mit der rauen Umgebung bestens zurecht. Wir genießen ihren Anblick und fühlen uns reich beschenkt, als wir eine Murmeltiergruppe beim Abstieg von der Similaunhütte längere Zeit in aller Seelenruhe beobachten können. Schmusende Murmeltiere – ein ungewöhnlicher und seltener Anblick.

Auf der Hütte

Zum ersten Mal übernachtete ich in einer Hütte in den Bergen. Auf dieses Erlebnis war ich besonders gespannt, hatte ich doch davon gehört, wie stimmungsvoll die Abende und erst recht die frühmorgendlichen Aufbrüche von solchen Hütten aus sein sollen. Nun werde ich sie selber kennen lernen, mit den bekannten Namen: Kemptner, Memminger, Braunschweiger Hütte. Beeindruckend sind sie schon weitem durch ihre Größe! Und haben nichts von dem, was wir uns im allgemeinen unter dem Begriff „Hütte“ vorstellen. Wie sie da sitzen, in ihrer Mulde, auf einem Felsplateau, diese Trutzburgen gegen Wind und Wetter, Hunger und Durst – und mit ihren rot-weiß gestreiften Fensterläden schon von weitem ein Gefühl der Geborgenheit ausstrahlen.

Richtige Trutzburgen sind das, und bewundernswert sind die Anstrengungen, die die Menschen des 19. Jahrhunderts auf sich genommen haben, mit den weit weniger entwickelten technischen Möglichkeiten ihrer Zeit diese Refugien zu errichten! Heute werden Baumaterialien und sogar Maschinen mit Hubschraubern nach oben befördert – immer noch keine leichte Aufgabe! Damals musste jeder Nagel und jedes Holzbrett mühsam von Menschen hinauf getragen werden.

Eine Ausnahme unter unseren Herbergen bildet die Galflun-Alm, eine kleine private Hütte, in der wir die dritte Nacht verbringen. Sie hat nur wenig mehr als zwanzig Nachtlager, der Aufenthaltsraum wird geprägt durch den großen Kamin mit Ofenbank in der Ecke, der eine heimelige Atmosphäre ausstrahlt, und wo wir uns nach der langen Wanderung durch eine weite Heidelandschaft, im Regen und durch Matsch, sofort entspannen und zu Hause fühlen. Wie auf allen Hütten, so werden wir auch hier herzlich willkommen und rundum gut versorgt. Auch auf dieser kleinen Alm verwöhnt man uns mit einem köstlichen Abendessen, und wir beschließen den Tag mit dem nun schon gewohnten Glas Zweigelt.

Diese Herbergen – Irgendwie haben sie auch etwas Demokratisches. Alle Wanderer schlafen in einfachen Holzbetten, zu viert und mehr, oder auf Lagern, unter den typischen grauen Woldecken, wie es sie auch einmal in

Jugendherbergen gab, mit eingewebtem Ortsnamen – und einer Markierung für das Fußende!!!

Waschen in Gemeinschaftsräumen, mal mit, mal ohne warmes Wasser, mal mit, mal ohne Duschgelegenheit – alles geht hier problemlos. Dazu wenig Auswahl zum Wäschewechseln – das erspart die morgendlichen Entscheidungen und macht es möglich, mit leichtem Gepäck zu wandern. Überhaupt ist es erstaunlich, wie leicht der Verzicht fällt, auf Klimbim und Brimborium. Brauche ich eigentlich zu Hause all den Krimskrams, den ich selbstverständlich anhäufe? Die Reduktion auf das Notwendigste auf dieser Wanderung lässt interessante Fragen aufkommen.

Knarrendes Holz von Dielen oder Bettgestellen; raschelnde Plastiktüten; Geräusche von Reißverschlüssen bei der unvermeidlichen Suche nach Gegenständen in den Tiefen des Rucksacks; schnarchende Bettgenossen; Lichtkegel aus Taschenlampen; gegen solche Störungen der Nachtruhe kann man sich wappnen – und so liegen wir da, Männlein und Weiblein, mit Augenklappen und Ohrstöpseln, nebeneinander wie Fisch in Dosen. Auf jeden Fall ein erheiternder Anblick!

Und ab 22.00 Uhr Hüttenruhe, um 6.00 Uhr Frühstück, Abmarsch 6.45! In dieser Woche braucht der Mensch eine Uhr!

Der Rucksack

„Schuhpflege, brauche ich doch, oder?“, frage ich Jürgen, unseren Bergführer. Wir haben uns gerade miteinander bekannt gemacht, Jürgen hat meinen Rucksack gewogen und meint, dass ich noch 500 Gramm Gepäck loswerden sollte. „Na, des brauchst net“, meinte er lächelnd. „Du sollst doch Spaß haben am Berg, jedes Gramm zuviel verdirbt dir den.“ Später verstand ich, warum er so nachdrücklich darauf bestand, Ballast abzuwerfen.

Was konnte ich noch weglassen? Ich hatte mich ziemlich genau an die Packliste der Bergschule gehalten, fast. Aber – wie sollte ich sonst denn meine schönen Bergschuhe pflegen? Widerstrebend nahm ich die Creme heraus und noch die eine oder andere Kleinigkeit. Die Versuche zum Schuheputzen übrigens gab nicht nur ich nach dem zweiten Aufstieg durch Schlamm und Nässe auf. (siehe oben) Da half sowieso keine Schuhcreme mehr!

Unterwegs stellte ich dann fest, dass ich von dem Wenigen, das ich mitführte, sogar noch einige Dinge mehr hätte zurück lassen können. Ich brauchte sie nämlich gar nicht, die andere Creme und den zweiten Schal und und ...

Noch etwas war bemerkenswert: Schon kurz nachdem der Rucksack auf dem Rücken angeschnallt war, gehörte er auf eigenartige Weise zu mir, war Teil meines Körpergewichtes geworden, und ich empfand ihn nicht mehr als schweres Gepäck. Ganz anders hingegen, wenn ich ihn in der Hand tragen musste, in die Hütte, in den Bus oder Zug – abgetrennt von meinem Rücken

nehme ich ihn wieder als ein Gepäckstück wahr, das viel als acht Kilo zu wiegen scheint.

Die Gruppe

Dreizehn – eine Glückszahl! Jedenfalls in meinen Augen. So viele Wanderer hatten sich für diese Alpenüberquerung angemeldet. Mit Jürgen und seiner Freundin waren wir nun für eine Woche eine Wandergruppe. Beim ersten Vorstellen in Oberstdorf begegneten wir uns zunächst als Fremde, beim Abschied nach einer Woche an gleicher Stelle hatten sich zwischen allen Beziehungen unterschiedlichster Art gebildet.

Das war ein spannender Prozess – die Umwandlung der Ein-drücke und Vor-Urteile des ersten Augenblicks und die weitere Entwicklung im Laufe der Woche.

Es gibt die Lauten und die Leisen; die Frohnaturen, die gern aus sich herausgehen und die Zurückhaltenderen, bei den man nicht gleich erkennt, welches Naturell in ihnen steckt; den Zuhörertyp und seinen Gegenspieler, den Erzähler.

„Macken“, die einen anfangs vielleicht nerven, verlieren ihre negative Wirkung, wenn einem der Mensch dazu vertrauter wird; dann kann es sogar passieren, dass man seine Marotten zu mögen beginnt ...

Jeder hat mit seiner Eigenart seinen Platz und wird so akzeptiert, wie er/sie nun mal ist. Jeder hilft jedem, sei es mit Blasenpflaster, mit Globuli gegen drohende Erkältung oder Muskelkrampf. Diese unterstützende Haltung, verbunden mit der Anstrengung, ein gemeinsames Ziel zu erreichen, schafft ziemlich schnell Ver-bindungen und ein Gruppengefühl.

Besonders deutlich empfinde ich das noch einmal, als am Ende der Woche, zurück in Oberstdorf, die Mitwanderer in alle Himmelsrichtungen verschwinden und die Gruppe sich wieder auflöst.

Und auch mache mich auf den Heimweg, zurück in den Alltag mit der Bahn ...